



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Spiero, Heinrich: Neue deutsche Romane

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

entwickelt, künftig die Kenntnis des Russischen nicht fehlen. Auch aus praktischen Gründen nicht. Denn niemand, der die Geschichte der Nationen über-
sieht, wird meinen, daß der Niedergang, worin Rußland jetzt begriffen zu sein
scheint, dauern werde; daß die gichtischen Zuckungen, unter denen es sich
windet, seinen Todeskampf bedeuten. Vielmehr wird es auch ferner ein ge-
wichtiges Wort im Mute der Menschheit zu sagen haben; umspannt doch die
Welt, zu der seine Sprache allein die Pforte öffnet, schon die Hälfte des
Erdkreises. Und somit muß*) das Russische auch in unsern höhern Schulen
als dritte der neuern Fremdsprachen zu Englisch und Französisch treten,
gleichviel, wie sich der große slawische Nachbar persönlich zu uns stellt, ob
feindlich, wie jetzt, oder freundlich, wie wir von der Zukunft hoffen wollen.
Das aber steht auf einem andern Blatt und ist ein andres Kapitel.



Neue deutsche Romane



wei Themen kommen in der literarischen Debatte der letzten Jahre
nicht zur Ruhe und werden auch jetzt immer wieder behandelt:
die Psychologie des Büchererfolgs und die Verteilung von
Dichterpreisen. Die überraschend hohen Auflagen einer ganzen
Anzahl von Romanen bieten immer neuen Anlaß zur Erörterung
der einen Gedankenreihe, allerlei Wunderlichkeiten zu der der andern. So
wird schon jetzt darüber gestritten, welcher deutsche Dichter den literarischen
Nobelpreis bei der nächsten Verteilung erhalten solle, und die Kandidatur eines
nicht unbegabten aber unbedeutenden Lyrikers von den einen befürwortet, von
den andern bekämpft. So gab es lebhafteste Meinungsverschiedenheiten über
den Volksschillerpreis, der als eine Art Trutzpreis dem preussischen Schiller-
preise gegenübergestellt wurde. Der Ausgang der ersten Verteilung dieses
Ehrensoldes war nicht eben rühmlich, denn unter den drei gekrönten Dramen
war das durch und durch unwahrhaftige Theaterstück „Der Graf von Charolais“
von dem Wiener Beer-Hofmann. Aber das Ergebnis hatte auch ein gutes:
es lenkte die Aufmerksamkeit manches bisher Fernstehenden auf den Dichter
Karl Hauptmann, der sich mit seinem Bruder Gerhart in den Rest der aus-
gesetzten Preissumme teilen durfte.

Zu dem Thema von den großen Erfolgen kann Karl Hauptmann freilich
keinen Beitrag liefern. Denn seine Bücher leben in der Stille fort und haben
sich noch kein großes Publikum erworben. Und wieviel keusche Schönheit steckt
dabei in ihnen allen. „Mathilde. Zeichnungen aus dem Leben einer armen
Frau“ (München, Georg D. W. Callwey) heißt eines dieser ganz persönlichen

*) Die Redaktion kann sich dieser Ansicht des Verfassers nicht anschließen.

Werke. Die Vorgänge, die darin erzählt werden, sind so einfach, so, ich möchte sagen, durchschnittsmäßig, wie sie sich im Leben der allermeisten Fabrikmädchen abspielen. Und doch hat dieser Roman mit all den naturalistischen Erzählungen nichts zu tun, die in demselben Umkreis spielen. Es kommt Hauptmann nie auf die exakte Schilderung des Milieus, nie auf spannende Handlung an — er möchte nur die Seele herausbringen. So weit will er in den Kern dieser Frauennatur eindringen, daß wir bei ihrem Wege durch Druck und Drang, durch Schmutz und Jammer, durch Lust und Liebe immer das eine, richtige Empfinden für den Takt dieses Herzens behalten. Und es gelingt dem Poeten durchaus. Die Sieghaftigkeit einer reinen Seele, die mit lauterm Licht leuchtende Zartheit eines starken, sich nie ganz verlierenden Menschen wird uns klar und lieb. „Freude und Leiden, heißt es da einmal, sind aus einem Grunde und kommen beide aus Tiefen, die uns Kraft geben und unsre Wege mit lebendigem Sinn bedecken wie der Frühling mit Blumen. Nicht jedem ist geschenkt, in Gründe zu tauchen. Nicht jeder ist gewürdigt, aus der Tiefe zu schöpfen, nicht in Freuden, nicht in Leiden.“ „Aber Mathilde, fährt Hauptmann fort, war eine.“ Und dadurch, daß diese feine und eigentümliche Gestalt durch ihres Dichters reife und tiefe Psychologie ganz die unsre wird, bekommen auch wir selber etwas ab von dieser Fähigkeit, auf die leisen Töne zu lauschen, die unter der Oberfläche leben und heben. Wie in Wilhelm Specks „Zwei Seelen“ die stillen Wasser rinnen, Tropfen auf Tropfen, so rieseln sie auch in „Mathilde“. Hauptmanns Stil ist freilich weit pretiöser als der Specks; das liegt vielleicht daran, daß sich Hauptmann nach meinem Gefühl noch nicht ganz gefunden hat, noch auf der Suche ist. Aber diese oft seltsam gesteigerte Sprache hat doch auch ihren nicht geringen Reiz und gleitet oft wie von selbst ins rein Lyrische hinüber. So erscheint denn der wundervolle Ostergesang, der das Buch schmückt, wie aus ihm heraus geboren:

Blüten! — Blüten! die kaum geöffnet, zagen —
Ewige Wunder blühen und klingen und sagen:

„Ja, der Lebendige wacht.“

Bäche tosen in schäumenden Ufern zu Tale.

Tausend Stimmen jauchzen:

„Mit einem male

Schwanden Tod und Nacht!“

Wieder, wie wenn heilige Feuer lohten,

Über Gräbern Männer in glänzenden Kleidern —:

„Engel!“

Und ein Ewiger spricht:

„Weinet nicht!

Suchet nimmer den Lebendigen

Unter Toten!“

Mit solchen tiefinnerlich errungenen Versen führt Hauptmann sein Werk auf die Höhe, seine Dichtung, die an Beseelung und Wahrheit fast alle gepriesenen Entwicklungsromane der letzten Zeit hinter sich läßt und ihren

Schöpfer, wie ich schon sagte, in die Nähe Specks rückt, dessen auch noch nicht genug anerkannter Meisterschaft er trotz anderer Ausdrucksweise verwandt ist.

Nicht nur eine halbe Generation, sondern eine ganze Welt liegt zwischen Karl Hauptmann und Karl Emil Franzos, aus dessen Nachlaß Frau Franzos eine „Geschichte aus dem Osten“, „Der Bojaz“ (Stuttgart und Berlin, Cotta) herausgegeben hat. Wo Hauptmann das Wort schwer von den Lippen fällt, sich die Silben zu oft seltsamer Weise ballen, gleitet Franzos geebener Stil rasch dahin, ohne bei aller Ökonomie des Auftriffes immer Breite und Übermaß in der Ausführung meiden zu können. So lieft sich Franzos schneller und glatter, haftet aber auch nicht solange, wenneschon der „Bojaz“ ein gutes und nachdenkliches Buch ist, das sich neben dem ebenfalls recht breiten „Kampf ums Recht“ wohl sehen lassen kann. Nachdenklich ist es schon wegen der im Werk selbst und in der Vorrede aufgeworfnen Probleme. Franzos ist ja der erste deutsche Schilderer des jüdischen Lebens in der großen Ebene zwischen der deutschen Grenze, dem Dnjepr und dem Schwarzen Meere gewesen und ist mit dem „Bojaz“ zu diesen Jugendgaben zurückgekehrt. Wie sehr sich ihm, dem inmitten dieses Lebens gebornen, deutsch erzognen Juden, eignes Glück und mehr noch eignes Leid mit seinen Dichtungen und ihrem Stoff verwoben, erzählt das Vorwort schlicht und ergreifend: der Mann, der selbst immer im Kampfe stand und gerade für sein Judentum als Kulturmacht stritt, muß hart gelitten haben unter den Anfeindungen orthodoxer jüdischer Kreise. Um so angenehmer berührt es den Leser, daß der Roman selbst nichts von Bitterkeit enthält, wo er sich mit gleichem Fanatismus abzufinden hat. Dafür sorgt neben andern Gaben der Humor, den Franzos spielen läßt, und der dem düstern Geschick dieses Bojazen, der ein großer Schauspieler werden will, die versöhnenden Lichter leihet. Mit steigendem Anteil folgt man dem zähen Bemühen dieses Schnorrensohns, der sich nur in tief geheimer Einsamkeit, seltsam genug zuletzt in der Bücherei des Klosters, deutsche Bildung aneignen darf, und der gerade durch diese wahrhaft heldenhafte Anstrengung den Todesseim aufnimmt, der ihm kurz vor dem Ziel das Herz zum Stillstande bringt. Was Franzos eigentlich sagen will — denn ein Tendenzroman ist dieses Werk —, liegt zum Teil freilich in den Nebenhandlungen, die den Weg seines Helden begleiten; deshalb auch wohl vielfach die Breite. Wenn ein schönes, reines und gebildetes Mädchen nicht mehr als begehrenswert gilt, weil der eine ihrer Oheime nach deutscher Art lebt, der andre Christ geworden ist, wenn der Rabbiner ein Gemeindeglied verflucht, weil es Deutsch lesen kann — so wissen wir, welche Kämpfe die Vorrede meint. Und so vergißt man über dem Interesse an dem fremdartigen Stoffe gelegentliche Mängel in der künstlerischen Entwicklung.

Unter zehn Romanen, die man heute aufschlägt, führt kaum einer, wie der Franzos'sche, über die deutschen Grenzen, durchaus im Gegensatz zu frühern Zeiten. Wie sehr aber manches Talent zu seinem Gedeihen noch innerhalb

des Vaterlandes auf den engern Bezirk der Heimat angewiesen ist, zeigt z. B. klar der neue Roman von Klara Wiebig, „Einer Mutter Sohn“ (Berlin, Egon Fleischel & Co.). Mit Geschichten aus der Eifel ist diese Rheinlandstochter erwachsen und hat in der „Wacht am Rhein“ bisher ihr bestes geleistet. Sie bedarf keines schwierigen Umdenkprozesses, keines Suchens und unsichern Tastens, solange sie die Menschen aus jenem Umkreis schildert, der die Spiele ihrer Jugend sah. Und noch das „Schlafende Heer“ konnte als Wurf Geltung beanspruchen. Stiegen doch die Konflikte hier aus der Erde selbst hervor, deren eigentümlichen Schollenduft Klara Wiebig schnell spürte, wenn ihr auch für manchen der auf ihr wandelnden Menschen das Maß fehlte. Setzt, in „Einer Mutter Sohn“, versucht sie die Geschichte eines Berliner Ehepaars zu geben, das, leise verbitternd durch Mangel an Kinderseggen, einen Säugling aus dem Bann an der deutsch-belgischen Grenze adoptiert. Und da wirkt es nun ganz eigen, daß es diesem Kinde just geht wie seiner Gestalterin. Es paßt, je mehr es heranwächst, um so weniger in die Grunewaldvilla seiner vermeintlichen Eltern, und so folgt Wirrung auf Wirrung, bis ein halber Verzicht kurz vor dem alles lösenden Ende den Knoten mehr in die Länge zieht, als daß er ihn löste. So wie dieses Landkind vom Bann nicht an seinem Plage ist in der drückenden Umgebung seiner neuen Familie, so stellt sich — unbewußt — Frau Wiebig an einen falschen Platz, indem sie in diesen Kreis epischer Schilderung tritt. Eins nur ist ganz gelungen in diesem Buche, dem man eifernde (allzu eifernde) Hingebung anmerkt: die Szene mit der Mutter des Adoptivkindes bei seiner Annahme. Da spricht Zug für Zug die Novellistin der Eifel, die sich im Verlauf der Handlung mehr und mehr an unbezwungne, für sie unbezwingbare Menschen und Probleme verliert. So wird der Roman breit, ohne erschöpfend zu sein, es gibt Seelenschilderungen, aber keine Seelenanalysen. Nur zu sehr fehlt der hochbegabten Schriftstellerin bei allzu schneller Produktion jenes letzte, das schon manches ihrer Werke vermiffen ließ: die unbewußt ins Rechte drängende dichterische Kraft, die sicher durch Wolken gleitet. Nur zu sehr redet die kluge Frau dem nach innen gewandten Weibe zu und führt es immer wieder ab von der Quelle seiner Kraft. So hat man am Ende dieses Buches lauter Teile in der Hand und keine rechte Freude, wenn auch selbstverständlich mancher Zug, manches Bild zeigen, mit wem man es zu tun gehabt hat.

Da steht die Nürnbergerin Lu Bolbehr mit ihrem Roman „Die neue Zeit“ (Berlin, Otto Janke) auf festern Füßen. Sie zeigt allerdings lange nicht soviel Begabung wie Klara Wiebig. Ihr fehlen vor allem Nuancen. Zu oft sprechen ihre Menschen „wie ein Buch“, und kein persönlicher Ton charakterisiert den einzelnen. Aber Nürnberg und sein Leben, sein Aussehen und seine Wandlungen sind Lu Bolbehr keine leblosen Dinge. Ihre ganze Heimatliebe legt sie in diese Bilder aus der schönen, alten Stadt. Das Buch gibt die Zeit von dem Anschluß der freien Reichsstadt an Bayern bis zur Eröffnung

der Bahnlinie nach Fürth. Und die als treibende Kraft hingestellte Persönlichkeit des Bürgermeisters Sebastian Rottmann darf Interesse und auch als dichterische Gestalt Würdigung beanspruchen. Sonst aber ist vieles zu unpersönlich, zu wenig vermenschlicht. Das zeigt sich besonders in der unglücklichen Liebesgeschichte von Anne Rottmann, der Tochter Sebastians. Beginn und Ende dieser Liebe bringen so oft abgewandelte Motive, daß Lu Bolbehr viel tiefer hätte schürfen müssen, um uns gerade so häufig Wiederkehrendes in diesem besondern Falle verständlich und wertvoll zu machen.

Mitten zwischen diesen beiden Frauen hindurch geht eine dritte, Klaus Rittland. Klara Wiebig ringt eifervoll nach Früchten, die ihr nimmer reifen werden; Lu Bolbehr klammert sich mit liebewarmem Herzen so fest an das Bild der Heimat, daß sie verabsäumt, uns ihre Landsleute nun auch wirklich ganz zu geben; Klaus Rittland kennt genau die Grenzen ihrer Kraft, bleibt im heimischen Bezirk und stellt ihre Menschen nüchtern und sachlich, durchaus wahrscheinlich vor uns hin — die Poesie behält sie für eine Gestalt. „Frau Trimgards Enttäuschungen“ (Dresden, Karl Reißner) heißt ihr neues Buch, und der Untertitel „Roman aus dem Leben einer schönen Familie“ weist schon auf das Milieu hin: eine althannoversche Bürgerfamilie, die mit Preußen nach der Annexion schlecht und recht ihren Frieden gemacht hat, und deren einer Zweig jetzt in Göttingen ansässig ist. Das Familienhaupt ist dort Professor des Staatsrechts, Geheimrat, ein Mann von weitem Ruf, freilich schon etwas überholt. Die vier Kinder aber werden alle anders, als die Eltern sie wünschen — das eben sind der Mutter Enttäuschungen. Der eine Sohn wird nicht, wie der Vater will, Dozent, sondern früh Gymnasiallehrer, um eine heimatlose Studentin heiraten zu können, der andre ein glatter Streber. Von den Töchtern wird die ältere, der kein Eheglück erblüht, eine nur auf Erwerb bedachte Pensionsmutter, die andre erobert sich den geliebten Mann, im starken Drang ihrer Neigung, über alle Hemmnisse seiner ersten Ehe hinweg. Und so bleibt nach dem Tode des Gatten die Mutter Trimgard in einem äußerlich wohlgeordneten Familientreise doch ohne innere Befriedigung zurück. Keiner hat ihre tiefste Sehnsucht erfüllt, die über das äußerlich Erfolgreiche, den gesellschaftlichen Glanz hinausging — wonach eigentlich? Sie weiß es wohl selbst nicht recht. Und diese jugendliche Fähigkeit zur Sehnsucht und Erwartung bei der alternden Frau gibt dieser fein gezeichneten Figur und dem ganzen Buche einen Hauch Poesie. Zu sehr ins Gesicht hinein wird sonst alles gesagt — hier aber blüht ein verschwiegenes Leben aus Eignem. Und diese Frau Trimgard hebt das Buch über das Niveau eines bloßen, freilich sehr lebendigen Unterhaltungsrromans hinaus, in dem besonders das Göttinger Universitätsleben hübsch, und ohne daß zu stark aufgetragen würde, gemalt wird. Die einzelnen von außen her in die Geheimratsfamilie hinübergreifenden Gestalten — besonders die Verwandtschaft — sind echt und oft mit gutem Humor dargestellt. So liest man über die zwei starken Bände

mit dem Gefühl hinweg, wirklich ein Stück Leben gesehen zu haben, dessen nach-erzählende Beobachterin nicht sehr warm, aber klug ist und doch auch poetische Fühler hat.

Solche poetische Fühler, um in diesem Bilde zu bleiben, hat auch Gerhard Heine, dessen erster Roman „Verschneite Seelen“ (Dresden, Karl Reißner) vor kurzem erschienen ist. Aber er tastet noch recht unsicher. Er hat den Sinn für ein ungewöhnliches Bild, für die Schlagkraft einer starken Situation. Aber er gibt unverbundene Gestalten. Die Menschen leben bei ihm nebeneinander, nicht miteinander. Der Einfluß, den er den einen auf den andern üben läßt, wird nicht recht glaubhaft, weil wir zu wenig von dem innern Klang jedes Einzelnen vernehmen. Da ist der Hauptträger der Handlung, der Hauslehrer Georg Leitmann; er ist der, von dem eine Wandlung in dem freiherrlichen Hause seiner Zöglinge ausgeht. Aber steht er nicht auf viel zu schwachen Beinen, als daß er so wirken könnte? Hat er wirkende Gedanken, oder steckt er nicht in fremden Ideengängen zu tief drin, daß er — menschlich und poetisch — ein eignes Leben führen könnte? Und nur Leben kann doch Leben zünden! Daran aber fehlt's in Gerhard Heines Buch, wenn es auch manche Verheißung birgt. Es ist hier nirgends kräftig vorbeigehauen, wie sonst in Erstlingsbüchern. Aber es mangelt an der charakterisierenden Konzentration. „Es ist seltsam, wie es zwei Menschen verbindet, wenn sie zu geistigen Werten eine gleiche Stellung einnehmen.“ Gewiß ein feines Wort und als Leitwort des Buches, wenn Heine es dafür gelten lassen will, gut. Aber solche und andre Feinheiten führen über die Empfindung nicht hinaus, daß hier erst Stoff ist, aber noch keine fertige Form. Es ist auch bezeichnend, daß das ganze Buch um ein paar Grade zu ruhig erzählt ist.

Da ist Hermann Hesse freilich ein anderer Mann. Er findet den rechten, fortschreitenden oder zurückhaltenden Ton für seine Handlung, und er beseelt die Natur, daß wir sie atmen fühlen. Wie im „Peter Camenzind“ findet sich das alles auch in dem neuen Buch „Unterm Rad“ (Berlin, S. Fischer). Und dennoch war mir dieser Roman eine große Enttäuschung. Er gibt zwei Stücke aus dem Leben eines begabten Jungen, der die Kraft nicht hat, das Maulbronner Seminar durchzumachen, vielleicht überhaupt in seiner Zartheit nicht die Kraft zu leben, und der früh aus diesem Leben abscheidet. Aber überzeugend ist das nicht gegeben. Zu wenig erfahren wir von Hans Siebenrath, wie er früher war, als daß wir die schnell einander folgenden Katastrophen verstehen könnten, zu wenig auch, bei aller Detailmalerei, von seiner Umgebung. Ich fürchte, die Tendenz hat Hesse hier einen recht bösen Streich gespielt, die Tendenz, die sich richtet gegen die sogenannten Schulmeister. Es ist ja freilich sehr modern und sehr billig, immer wieder Kinder zu schildern, die von unvernünftigen Lehrern tot oder halbtot gequält werden. Ob es aber gerecht und wahr ist? Gibt es denn nur Leute mit schlechten Schulerinnerungen? Gibt es gar keine Gymnasiallehrer mehr (gegen Volksschullehrer darf ein

„moderner“ Autor nichts sagen), die voll Verständnis für ihre Jungen sind? Natürlich gibt es sie. Natürlich gibt es aufrechte, liebevolle, treue Männer unter ihnen. Warum also wird uns dieser Teil des nationalen Lebens fortwährend verfälscht von nicht verächtlichen Poeten? Weil wirklich auch an unsern Gymnasien manches faul ist? Oder vielleicht, weil der höhere Lehrer in einer gärenden Übergangszeit der Schwere seiner Aufgabe nicht immer ganz gerecht werden konnte, in die Berufne und Unberufne ihm beständig hineinredeten? Sei das, wie es sei — der Fall Hesse ist typisch. Sobald er auf die Schule und die Professoren kommt, wird seine Gestaltung unwahr, schemenhaft, Schablone, und zwar keine Schablone nach schöner Zeichnung. Sonst, im „Peter Camenzind“, zeigte Hesse eine an Gottfried Keller geschulte Sinnfälligkeit — jetzt, nur zu oft in „Unterm Rad“, tritt an deren Stelle eine ironische Betrachtungsweise, wie sie etwa den begabten Brüdern Thomas und Heinrich Mann eigen ist. Es rächt sich, daß Hermann Hesse, dessen von Karl Busse entdeckte lyrische Begabung ich übrigens über seine epische stelle, mit einem bestimmten „modernen“ Kreise emporgekommen ist. Bezeichnenderweise spielt das Wort „modern“ auch in „Unterm Rad“ eine Rolle. Es ist der Geist pretiöser und mondäner, dem Deutschen innerlich fremder Weltbetrachtung, der diesen Schwaben gefangen hat, und der etwa mit Wilhelm Raabes tiefglühender Ironie nichts zu tun hat. Wilhelm Raabes Weltanschauung sieht alles in dem Lichte der Sterne, die über uns leuchten, und empfindet deshalb irdische Konflikte als Durchgänge zur Ewigkeit. Seine defadente, dabei in ihrer Dekadenz oft erschütternde und eigentümliche Poesie sieht alles nur im Lichte des eignen, übersensitiven Ichs, das alle Dinge nach sich abschattiert. Und diese Art des Schauens schlägt auch durch Hesses neues Werk, wenn er sich auch — es wirkt in diesem Zusammenhang fast amüsant — an einer Stelle auf den Schwaben mit der „altmodischen Leier“ aufspielt und den „nördlicher wohnenden Brüdern“ eins auswischt. Allerdings hat diese „Moderne“ ihr Heim hauptsächlich in München und in Wien, und in Berlin nur ihre begeisterten Verkünder. Man darf diesen ihre Freude gönnen und kann sich an Hofmannsthal und Thomas Mann selbst sehr freuen, wenn sie Schönes bieten; aber, wie Fontane sagt, „Haare apart und Kotelette apart“: die große deutsche Linie aufsteigender Entwicklung von Goethe und Schiller, Kleist und Hebbel, von Ludwig, Raabe und Storm geht an jener mondänen Verfallkunst gewißlich vorüber, und es wäre jammerschade, wenn ein Talent wie Hermann Hesse von seiner geraden Bahn in einen Irrweg ablenkte. Heinrich Spiero

